

Loin de la foule déchaînée ...

Une semaine hivernale en Laponie

J. Martin

Chacun connaît ces images d'un Père Noël et son traîneau tiré par des rennes, dans un paysage de sapins couverts d'une neige étincelante aux reflets roses. Alors que j'avais toujours trouvé ces images mièvres, j'ai vécu en février 2000 dans un tel décor durant une semaine de ski de fond en Finlande, au-delà du Cercle polaire, où le mot «féérique» venait souvent à la bouche. Immensités de forêts enneigées, pays à peu près plat, collines basses où la limite des arbres culmine vers 300 m d'altitude(!), dépressions peu marquées de rivières et de lacs. Beauté de ces paysages; lumière qui, par un trou dans les nuages, allume une croupe boisée; un moment plus tard, grand ciel bleu au bord duquel le soleil (bas sur l'horizon et qui ne

chauffe pas vraiment) est entouré d'un arc-en-ciel. Changements de couleurs: troncs gris des pins qui d'une seconde à l'autre deviennent orangés lorsque le soleil les touche. Superbe ciel nocturne étoilé. Et cette surprise, parce qu'on est très au Nord, de voir l'Etoile polaire au-dessus de sa tête, presque au zénith. Avec en prime l'immense écharpe jaune-vert fluo d'une aurore boréale. La Laponie est un état d'âme, a dit quelqu'un.

Jouissance de la solitude, même si on randonne à une dizaine. A part un village, nous avons vu en cinq jours une dizaine de cabanes de rondins, deux autres êtres humains, quatre oiseaux, quelques rennes, plus pas mal de traces de lapins et de renards. Expérience d'un froid inhabituel, qu'on supporte bien parce qu'il est sec et où on trouve l'ambiance douce quand le thermomètre monte à -10° ; avec toutefois une dizaine de doigts gelés dans notre groupe le jour où il faisait -35° . Découverte de nouveaux faits de la vie: après le départ matinal du refuge, il n'est pas vraiment question de s'arrêter jusqu'à celui du soir, sauf à proximité immédiate d'un feu; apprentissage de ce que, si on doit enlever ses gants, on est bien avisé de les remettre dès que possible; mouchoir mouillé qui, quand vous le reprenez dans votre poche un peu plus tard, est gelé; tube de pommade tiré du sac inutilisable parce que dur comme du caillou. Dans cette nature largement inchangée, utilité par ailleurs, certainement, de la technologie moderne: vêtements qui gardent la chaleur, protègent du vent et sèchent rapidement, GPS qui fait que vous savez exactement où vous êtes là où on serait facilement perdu.

Correspondance:
Dr Jean Martin, PD
Médecin cantonal
Cité-Devant 11
CH-1014 Lausanne

Figure 1

Le pays du Père Noël ...



L'imagination entraîne vers la vie que menaient dans cette région les Lapons (qui se dénomment Samis), ou ailleurs les Inuits¹, de ce que cela représentait d'être la moitié de l'année dans un univers de neige et de glace. Nostalgie (probablement paternaliste et discutable, chez le ressortissant «industrialisé» que je suis) d'une vie de frugalité, de modestie de moyens, en lien étroit avec l'environnement, l'inanimé comme le vivant. Et puis, à la fin du parcours, retombée sur terre, avec un sentiment de gueule de bois ..., en entrant dans le bar-épicerie-saloon du village où viendra nous rechercher un taxi: résidents locaux attablés devant leur coca ou leur bière, le regard plutôt vague ou accroché par la série américaine de la télévision, jeux électroniques. Viennent alors des réflexions sur la modernité, sur notre dynamisme uniformisant trop souvent corrosif des valeurs des autres, corrosif aussi de la création. Au reste, même si la retraite au désert (blanc en l'occurrence) a des vertus, il est vrai qu'elle ne peut être la solution que pour quelques-uns. Cela étant, pendant qu'on y est, profitons d'admirer, de sentir, de vivre une manière de communion. En se convainquant que le chemin est plus important que la destination; une formule qu'on n'apprend guère ou même qu'on rejette, dans notre société peu attentive au moment présent parce que tendue vers la poursuite d'expansions et d'accumulations. Apprécions le moment passé sur ce chemin, «loin de la foule déchaînée» vers laquelle on retourne demain.

¹ Sur la vie en 1950 des Esquimaux (Inuits) du Groenland, lire la grande référence qu'est le récit de Jean Malaurie «Les derniers rois de Thulé» (Terre Humaine Plon).

Blätterteig

D. Herrenschwand

Wadi will nicht heiraten.

Sie weiss es und redet sich doch ein, es sei anders.

Er würde schon wollen, wenn nicht der Bruder das Sagen hätte. Auf dem Hof, bei den Pferden, auch bei Wadis Liebe zu ihr. Und überhaupt.

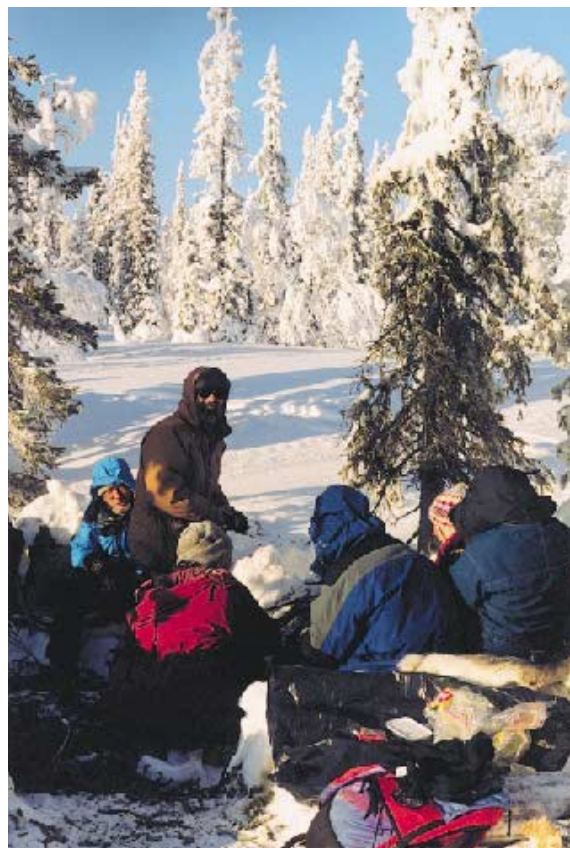
Der Bruder bestimmt, wo es langgeht, obwohl er kein Bauer ist wie Wadi, und niemals wird er zulassen, dass sie hier Bäuerin wird – das hat er ihr gesagt, abends beim Tränken des Viehs, als sie allein waren.

Korrespondenz:

Dr. med. Danielle Herrenschwand
Münstergasse 36
CH-3011 Bern

Figure 2

L'arrêt pique-nique au milieu de l'étape: il fait superbe mais froid et on se tient tout près du feu.



Dabei sind die Pferde ihr Leben, und Wadi, den sie vor drei Jahren am Herbstmarkt kennengelernt hat. Ausgelassen haben sie zusammen getanzt, sie ist sich nicht zu schade gewesen. Hat ihn mitgenommen und Freude gehabt, als sie sich warm gaben und ihre Lust teilten. Und ist am nächsten Tag arglos mit auf den Hof gegangen, hat sich nicht gekümmert um die Schlangenblicke der alten Frau, seiner Mutter. Hat sich ihren Platz durch Arbeit gesichert, energisch und kraftvoll.

Keiner kann ein junges Pferd so zureiten wie sie, es an Sattel und Zaumzeug gewöhnen, ohne seinen Willen zu brechen. Keiner weiss so gut, wie eine kranke Kuh zu pflegen ist, eine ausgerissene Sau zurückgetrieben wird.

Sie hat es gern getan: Neben ihrer Halbtagsstelle in der Druckerei bei Wadi den Stall besorgt, die dunklen, prallen Kirschen abgelesen. Auf dem Feld in der heissesten Augustsonne mit schweren Motoren das Korn geerntet, Millionen von Staubkörnchen, die in der Luft tanzten und sich in ihrem trockenen Hals festklebten. Und sich gefreut am silberweissen Mantel der schwer hängenden Ähren vor der Ernte.

Auch zum Mond hochgeblickt hat sie, wenn es spät wurde, und Wadi durch ihre Fragen in Erstauen versetzt: Welche Farbe er habe, wenn er voll sei?

Sich mit Wadi nächstens hinsetzen und dem Mond lauschen wollte sie, die ohnehin keinen Schlaf fand in diesen treibenden, aufreibenden Nächten voller Wispern, Ahnung und Unruhe draussen auf dem Feld. Aber das spürte nur sie, Tierfrau, die sie ist, umgeben von lauter Stummen, die die unhörbare Musik nicht verstanden.

Im Herbst dann sich tausendfach unter dem riesigen Nussbaum gebückt, um die noch nassen Früchte ans Trockene zu bringen. Sie wollte hier bleiben, hatte ihre Heimat gefunden und Vertrauen. Fühlte sich sicher – und doch blieb die letzte, unbestimmbare Angst, ein weiteres Mal zu versagen und verletzt zu werden.

Sie lebt auf, wenn sie mittags aus der stickigen Druckerei auf den Hof kommt. Bei Wadi gilt sie etwas! Hier ist sie nicht die dumme Schülerin, der das Lesen schwerfällt. Die kleine Lehrtochter in der Backstube, der man die letzten Arbeiten auftragen kann, ohne sie ihr wirklich zuzutrauen. Der man den Beruf verleidet hat, bevor sie ihn richtig erlernen konnte.

Dass Wadi sie heiratete!

Dass er sich mit seiner lieben Stimme erheben könnte gegen den harschen Bruder wie das unbändige Füllen im Stall. Oh, sie hätte ihn mit ihrer ganzen Kraft unterstützt, sie hätten es schaffen können. Aber Wadi kann nicht. Will nicht. Zieht sich zurück in sein Bauchweh, braucht Trost und Pflege!

Sie hat es gefühlt an dem eisigen Novemberabend, hat nicht aufgepasst im dunklen Regen, das Auto, aus dem Nichts auftauchend, zu spät gesehen. Es ist kein schlimmer Unfall, und doch kann sie in der Nacht den Nacken nicht recht bewegen, hat Schmerzen. Schleudertrauma, sagt der Arzt und schreibt sie krank. Seither arbeitet sie nicht mehr in der Druckerei, braucht die frische Luft auf dem Hof.

Es ist, als sei sie immer noch am Schleudern, jetzt, im Sommer. Aber nicht das Auto lässt sie schlittern – anderes zieht ihr den ohnehin brüchigen Boden unter den Füßen weg. Die Worte wirbelt es ihr im Kopf herum, sie kann die richtigen nicht mehr finden, nicht zur rechten Zeit. Und mit den Worten hat sie Gedanken verloren. Die nicht sein dürfen.

Mechanisch verrichtet sie ihre Arbeit, keine vertrauten Handgriffe mehr, nur das Gefühl, ein Strudel fülle ihren Kopf aus und ziehe sie immer enger herab bis auf den Grund: Fremd muss sie wieder ausziehen und kann es doch nicht, weiss nicht, wie alles zurücklassen ...

Wann war ihr schon so zumute? Damals in der Backstube, an ihrer Abschlussprüfung: Sie soll einen Blätterteig herstellen, die Experten stehen abschätzig herum, umzingeln sie. Keine Ahnung mehr, wie man Blätterteig herstellt – alles, was sie wusste, hat ihr die Angst weggeblasen. Sie will verzweifelt aufgeben, da packt sie der andere Lehrling unsanft bei der Schulter, schüttelt sie kräftig durch, schreit ihr ins Gesicht: «Du kannst es, Mädchen, reiss dich zusammen. So oft haben wir sonntags geübt! Los, du weisst genau, wie man Blätterteig macht!»

Und wie durch ein Wunder ist das Wissen wieder da. Sie mischt die Zutaten, knetet und faltet den Teig, oft und oft. Sie lässt ihn genau die richtige Zeit ruhen, formt dann das Gebäck, das herrlich aufgeht und hält nach Stunden ein grosses Blech voll Prussiens dem verdatterten Chef unter die Nase, strahlend, unbesiegbar – in diesem Augenblick. Weil einer an sie geglaubt hat.

Wenn wieder jemand käme und sie rüttelte!

Die Frau in Bern, die sie sporadisch besucht! Die sich alles berichten lässt und einfach zuhört, kaum einen Satz dazu sagt. Aber diese wenigen Wörter, ruhig gesprochen da in dem Raum, den sie herzklopfend betritt, geben ihr Mut. Entschlossen stösst sie die Mistgabel in den ordentlichen Stock vor dem Hof.

Sie nimmt das Zeitungsinserat aus dem Hosensack und geht zum Telefon: Sie wird anrufen, nach Irland fahren, in dieses Gestüt, wo ein Pferdeknecht benötigt wird. Ja, das wird sie tun – auch wenn sie kein Wort englisch spricht.